

2. Museum für Völkerkunde.

Bericht für das Jahr 1905

vom

Direktor Prof. Dr. *G. Thilenius*.

Unter dem Vorsitze des Herrn Senators Dr. *W. von Melle* gehörten der Kommission für das Museum für Völkerkunde dieselben Herren an wie im vorigen Jahre; als neues Mitglied wurde Herr Dr. *Aby Warburg* hinzugewählt. Verwaltung.

Änderungen in dem Bestande der wissenschaftlichen Beamten fanden nicht statt.

Als technischer Hilfsarbeiter trat der Zeichner und Photograph Herr *Paul Jung* am 1. Juli ein. Die entsprechenden Arbeiten werden dadurch eine wesentlich raschere Erledigung finden und im Laufe der Zeit ist auf nicht unerhebliche Ersparnisse in den Ausgaben für Photographien und Lichtbilder zu rechnen, welche bisher außerhalb des Museums angefertigt wurden.

Neu angestellt wurde ferner am gleichen Tage als technische Hilfsarbeiterin Fräulein *Mathilde Lustig*. Es erwies sich als zweckmäßig, für die mannigfachen, in das Gebiet der weiblichen Handarbeit fallenden Aufgaben bei der Konservierung und Montierung der Sammlungen eine weibliche Hilfskraft einzustellen. Sie führt außer diesen technischen auch die laufenden schriftlichen Arbeiten aus.

Der Aufseher und die beiden Hilfsaufseher waren wie bisher in ihren Dienststunden vorwiegend mit Konservierungsarbeiten beschäftigt, wozu sie durch ihre frühere Tätigkeit als Handwerker befähigt sind.

Anthropologisches Material des Museums bearbeitete Herr *Paul Hambruch*, stud. rer. nat. an der Universität Berlin, welcher seine Ergebnisse in dem Jahrbuche der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten 1905, Beiheft 5, veröffentlicht.

Die von E. H. Senat und der Bürgerschaft bewilligten und verausgabten Geldmittel beliefen sich auf:

Gehalte	Mark 16 270
Hilfsarbeit.	„ 5 280
Vermehrung der Sammlungen	„ 32 000
Reinigung und Hilfsaufsicht.	„ 2 400
Sonstige Ausgaben: Bureaunkosten, Dienstkleidung, Transportkosten, Buchbinderarbeiten, notwendige und kleine Ausgaben	„ 6 000
Bibliothek	„ 2 500
Lehrmittel für die Vorlesungen	„ 600
	<hr/>
	Mark 65 050

Magazin.

Die Verwaltungsarbeiten wurden während des abgelaufenen Jahres zunächst dadurch bestimmt, daß vom 1. Oktober 1905 ab für das Museum Magazinräume in dem nahe gelegenen Hause am Hülmerposten Nr. 8 im Erdgeschoß und 1. Stockwerk gemietet wurden.

Unter den Räumen, welche überhaupt zur Wahl standen, erfüllten diese am besten die Anforderungen. In erster Linie war möglichste Nähe am Museum nötig, damit die Kontrolle der Arbeiten erleichtert und ohne erhebliche Zeitverluste ausführbar war; es ist auch ein großer Vorteil, wenn die zwischen Museum und Magazin zu transportierenden Gegenstände ohne besondere Vorkelhrungen überführt werden können. Die Verwendung als Magazin bedingte ferner eine geschlossene Anordnung der Räume sowie relative Feuer- und Einbruchssicherheit. Weiterhin mußten bequeme und breite Zugänge und Korridore vorhanden sein, dagegen war auf gute Beleuchtung nur in zwei Arbeitsräumen Wert zu legen. Die Konservierungsarbeiten endlich machten Gas- und Wasserleitung nötig und einen abschließbaren offenen Hofraum, in welchem die feuergefährlichen Arbeiten mit Petroleum, Schwefelkohlenstoff usw. ausgeführt werden konnten. Das Museum erhält durch das allen diesen Anforderungen im wesentlichen entsprechende Magazin am Hülmerposten Nr. 8 einen räumlichen Zuwachs von etwa 300 qm. Die Bedeutung des gewonnenen Raumes erhellt aus folgenden Zahlen:

	für Aufstellung der Sammlung	für Arbeits- zimmer	für technische Räume
Im alten Gebäude sind verwendet ca.	1500 cbm	95 qm	10 qm
Im Magazin sind nach Einbau aller Regale verfügbar. ca.	500 „	50 „	60 „

Die in dem Bodenraum, in den sämtlichen Arbeitsräumen, dem Bureau, dem Kistenraum unseres Museums und in einem Gang im Keller des Natur-

historischen Museums während der letzten Jahre gestapelten Sammlungen wurden gesichtet und für die Überführung gepackt. Diese Arbeiten beanspruchten eine längere Zeit, da die Räume außerordentlich beschränkt waren. Im ganzen wurden 98 größere und kleinere Kisten fertiggestellt und nebst etwa 300 prähistorischen Urnen im Laufe der Monate Oktober bis Dezember nach dem Magazin überführt. Die hier vorhandenen Zimmer waren mittlerweile für die Aufnahme hergerichtet worden. Die im ersten Stockwerk gelegenen dienen lediglich der Aufbewahrung von Sammlungen und werden allmählich vollständig mit wandständigen Regalen versehen, welche je nach der Tiefe des Raumes 0,60 bis 0,80 m breit sind und vom Boden bis zur Decke reichen. Im Erdgeschoß werden die Zimmer in ähnlicher Weise eingerichtet bis auf zwei, welche als Arbeitszimmer dienen. Die im Kellergeschoß gelegene Küche endlich ist als Konservierungsraum, ein kleiner dazugehöriger Alkoven als Dunkelkammer für die photographischen Arbeiten bestimmt. Eine vorhandene Badeeinrichtung steht den Angestellten zur Verfügung, welche die gesundheitlich durchaus nicht indifferenten Konservierungsarbeiten ausführen.

In den alten Räumen des Museums für Völkerkunde wurden nach Magazinierung der Sammlungen die Zimmer, Gänge usw. ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben; in dem Bureau erfolgte die Neuauftellung der Bibliothek. Wie die Sammlungen, so hatten bisher auch die Bücher untergebracht werden müssen, wo gerade Platz war, so daß eine Benutzung wesentlich erschwert wurde. Durch Überführung von etwa 200 prähistorischen Urnen in das Magazin und geringfügige Änderungen an den dadurch frei gewordenen Regalen konnte die Bibliothek systematisch aufgestellt werden. Die bereits im Vorjahre begonnene Neukatalogisierung der Bücher war rechtzeitig beendet, so daß der Zettelkatalog nunmehr mit den Beständen übereinstimmt und nur noch die Signierung auszuführen bleibt.

In den jetzigen Räumen des Museums wurde der in der Nordwestecke gelegene Lichtschacht mit Bohlen eingedeckt, so daß eine beträchtliche Fläche verfügbar wurde.

Hierdurch ergab sich schon zu Beginn des Jahres die Möglichkeit besserer Konservierung der Eingänge. Es ist eine seltene Ausnahme, wenn neu erworbene Gegenstände ohne weiteres aufgestellt oder magaziniert werden können. Der Regel nach bedürfen sie vorher einer mehr oder weniger langwierigen Behandlung. Eine Anzahl bekannter Methoden wurde geprüft und die für die augenblicklichen Verhältnisse des Museums verwendbaren wurden eingeführt. Am einfachsten gestalten sich die Konservierungsarbeiten bei anorganischem Material. Vielfach genügt hier eine gründliche mechanische Reinigung und nur eiserne Gegenstände erfordern umständlichere Verfahren; so wurden zur Entfernung des Rostes

Konservierung.

auf galvanischem Wege und für die Behandlung völlig aus Rost bestehender Gegenstände nach den Angaben von Professor Dr. *Rathgen* in Berlin besondere Einrichtungen getroffen.

Sehr einfach ist auch die Behandlung von Ton und Stein, doch werden Gegenstände aus diesen Materialien je nach ihrer Herkunft auf einen etwaigen Salzgehalt geprüft, der erfahrungsgemäß im Laufe der Zeit zur sicheren Zerstörung der keramischen Erzeugnisse oder Skulpturen führt. Für die längere Zeit in Anspruch nehmende Auslaugung solcher Gegenstände sind Baljen vorgesehen.

Umständlicher gestaltet sich die Konservierung von Gegenständen aus organischem Material. Mit sehr wenigen Ausnahmen kann man für alle derartigen Objekte annehmen, daß sie mit pflanzlichen oder tierischen Schädlingen behaftet sind, welche zunächst abgetötet werden müssen. Ein allgemein gültiges Verfahren gibt es noch nicht, und wenn man auch stets dem einfachsten den Vorzug geben wird, so sind doch von Fall zu Fall Abänderungen nötig. Im allgemeinen werden die Gegenstände nach der selbstverständlichen Reinigung vorläufig mit Rücksicht auf die Feuergefährlichkeit mittels Petroleums statt mit Schwefelkohlenstoff desinfiziert. Die Tränkung mit Petroleum hat bisher keine Nachteile für die Sammlungsgegenstände ergeben, selbst bunt gefärbte Federn vertragen die Behandlung gut.

Ein Nachteil dieser Behandlung ist jedoch in der möglichen Verstaubung gegeben, da die Gegenstände längere Zeit in freier Luft liegen müssen, bis das Petroleum zum größten Teile verdunstet ist. Einzelne Erdfarben scheinen auch durch die Tränkung mit Petroleum dauernd einen etwas dunkleren Ton zu erhalten (Schnitzwerke aus Neu-Mecklenburg). Zum Teil könnte diese Erscheinung auch darauf beruhen, daß derartige Gegenstände nach dem Abblasen von Staub und lockeren Farbteilchen mit einer Schellacklösung bestäubt werden, damit die oft sehr feinen Zeichnungen sich nicht verwischen. Jedenfalls kann nach den bisherigen Erfahrungen das Petroleum nicht als einziges Konservierungsmittel in Frage kommen, und es ist daher Vorsorge getroffen, daß in dem offenen Hofraum, welcher zu dem Magazin gehört, auch die Vergiftung mit Schwefelkohlenstoff ausgeführt wird.

Andererseits hat sich das Petroleum als wertvolles Mittel zur Erhaltung von Holzarbeiten bewährt, welche durch Termiten und andere Insekten beschädigt oder infolge von atmosphärischen Einwirkungen und unzweckmäßiger Aufbewahrung morsch geworden sind. Je nach dem Zustande des Objektes wird es mit Petroleum getränkt, das einen Zusatz von Firnis (bis zu 50 %) erhält. Kleine oder dünne Gegenstände bleiben einen Tag bis zu einer Woche in dieser Mischung, größere und vor allem dickere werden auf zwei Böcken frei gelagert und täglich

von der gleichen Oberseite her mittels eines Pinsels bestrichen, bis die Durchtränkung auf der unteren Seite bemerkbar wird. Ein besonders brüchiges Stück wird dann gewendet und die Behandlung in umgekehrter Richtung wiederholt. Im Laufe einiger Wochen oder Monate verdunstet ein Teil des Petroleums, während die Rückstände in Verbindung mit dem erhärtenden Firnis dem Holz eine völlig hinreichende Festigkeit geben. Ein geringes Nachdunkeln findet auch hierbei statt und ist wohl auf Rechnung des Firnisses zu setzen; bemalte Stücke sind dieser Behandlung jedenfalls mit großer Vorsicht zu unterwerfen. Es hat den Anschein, als ob die Behandlung mit Petroleum organischem Material für längere Zeit einen gewissen Schutz gegen neue Infektionen bieten könne; eine dauernde Überwachung auch der konservierten Sammlungen ist trotzdem unvermeidlich.

Für kleine, besonders vergängliche Gegenstände, z. B. Gebildbrote, ist die Behandlung mit Petroleum ungeeignet. Bewährt hat sich uns ein Verfahren, welches der Paraffintränkung für die mikroskopische Untersuchung bestimmter Objekte nachgebildet wurde. Für Gebäck ist das Verfahren folgendes: Die allmählich an der Luft getrockneten Stücke werden sorgfältig gereinigt und zunächst in absoluten Alkohol gebracht, der $\frac{1}{2}$ % Sublimat enthält. Nachdem die Stücke durchtränkt sind, werden sie auf Fließpapier ausgebreitet, bis der Alkohol verdunstet ist, und darauf mit Paraffin getränkt, dessen Schmelzpunkt zweckmäßig bei etwa 40° liegt. Härtere Paraffinsorten führen leicht zu unliebsamen Sprüngen, die nicht nur die Oberfläche betreffen. Nach völliger Durchtränkung, welche an dem Untersinken der Stücke und an dem Aufhören des Aufsteigens von Luftblasen kenntlich ist, werden die Brote herausgenommen und zum Abtropfen aufgestellt. Während der Erstarrung des Paraffins bildet sich an der Oberfläche der Stücke ein Paraffinhäutchen, das mit einem Tuche abgewischt wird.

Auf die Konservierung folgt die Formung, welche zum Teil auch gleichzeitig mit ihr ausgeführt wird. Bei Blätterschurzen, Federarbeiten und ähnlichen Dingen, welche zerdrückt und vertrocknet anlangen, bewährte sich die Behandlung mit Wasserdampf. Die Gegenstände werden diesem ausgesetzt, bis sie geschmeidig sind, und nach Herstellung der ursprünglichen Form wieder langsam getrocknet. Für die Ausfüllung von Lücken, z. B. an hölzernen Gegenständen, wird allgemein eine beliebig färbbare Papiermasse verwendet. Auch die Ergänzung von Kürbissen, Tonwaren usw. geschieht mit dem gleichen Material, soweit die Haltbarkeit der oft aus vielen Stücken wieder aufgebauten Gefäße dies erfordert.

Montierungsarbeiten konnten im Berichtsjahre nicht ausgeführt werden, da räumliche Beschränkung und anderweitige dringende Beschäftigung des technischen Personals sie nicht zuließen.

Die Technik der Konservierung ist ein noch sehr wenig bearbeitetes Gebiet, obgleich es zu den unabweisbaren Pflichten der Museen gehört, die ihnen anvertrauten Sammlungen mit allen erreichbaren Mitteln zu erhalten. Leider bieten Petroleum und anderes keine absolute Sicherheit dafür, daß die behandelten Gegenstände dauernd immun bleiben. Eine gewisse Gewähr für längere Immunität geben allein luftdichtschließende eiserne Schränke, welche Schwefelkohlenstoff enthalten und möglichst selten geöffnet werden. Die hölzernen Schränke und Pulte des Museums entsprechen auch den bescheidensten Anforderungen nicht; schon die Staubschicht, welche sich in kurzer Zeit auf dem Inhalt der Schränke ansammelt, beweist ihre Undichtigkeit. Es ist ferner eine bekannte Eigenschaft der Motten, daß sie in der Flugzeit, die in den geheizten Museen recht lange dauert, sich mit Vorliebe an die dunklen Unterkanten der Schranktüren setzen. Abgesehen von der überall bestehenden Möglichkeit, daß aus Eiern, welche die konservierende Behandlung der Gegenstände überlebten, schädliche Insekten sich entwickeln, droht daher den Beständen des Museums jederzeit die größere Gefahr einer völlig neuen Infektion. Die Beamten und Angestellten sind freilich angewiesen, fortwährend auf etwa hervortretende Schäden dieser Art zu achten, eine gründliche Abhilfe ist jedoch unter den heutigen Verhältnissen unmöglich. Wir befinden uns in einem Dilemma: entweder die Schränke werden möglichst dauernd geschlossen gehalten und der rasch verstaubende Inhalt wird genau auf Fraßspuren von Motten, Holzkäfern usw. überwacht, oder die Schränke werden periodisch gereinigt und bieten während der Öffnung dem Ungeziefer Zugang. Da zurzeit von Insekten verhältnismäßig geringe Gefahr droht, so ist der Hilfsaufseher mit der Sisyphusarbeit der periodischen Reinigung der Schränke beauftragt, obgleich dadurch ersprißlichere Arbeiten zu kurz kommen. Doch bleibt auch dieser Ausweg mit ernststen Bedenken verknüpft, denn die bei der Reinigung unvermeidliche Bewegung zarter Gegenstände fördert nicht gerade ihre Erhaltung, und vielfach ist ein Abstauben ohne Schädigung nicht möglich. Überdies liegt der Staub nie locker auf, sondern haftet an unebenen Flächen, wie sie bei ethnographischen Gegenständen infolge der Bearbeitung oder der Bemalung fast stets vorhanden sind, und dringt in die Oberfläche ein, die dadurch allmählich weitgehend verändert wird. Wir haben es ferner nicht mit trockenem Staub zu tun, sondern größtenteils mit Ruß, der neben Kohle noch unvollständig verbrannte Stoffe enthält, was sich dadurch kennzeichnet, daß der „Staub“ die Oberflächen der Sammlungsgegenstände verschmiert und vielfach nur durch eine gründliche Waschung mit Benzin entfernbar ist. Ein Abstauben mittels eines Federwisches ist zwecklos, da man nur die gleichmäßigere Verteilung des Staubes erreicht; durch

Abwischen wird ein größerer Teil des Staubes zwar entfernt, der Rest aber in die Oberfläche gedrückt. Das Ergebnis ist schließlich bei aller Vorsicht nur eine Verlangsamung der Verschmutzung. Solange die Sammlung in den undichten Holzschränken verbleibt, ist sie jedenfalls dauernd gefährdet und einer langsamen Entwertung unterworfen; niemand vermag unter diesen Umständen eine Garantie für ihre Erhaltung zu übernehmen.

Über neue Erwerbungen wird von dem Assistenten des Museums wie bisher ein Akzessionskatalog geführt, der zwar für die Übersicht der Erwerbungen nicht entbehrt werden kann, aber für die wissenschaftliche Bearbeitung des Materials nicht ausreicht. Es wird daher außerdem durch den wissenschaftlichen Hilfsarbeiter ein Zettelkatalog angefertigt, in welchem jedem Objekte der Regel nach ein besonderer Zettel entspricht. Dieser trägt auf der einen Seite außer der Nummer, Bezeichnung und Herkunft des Gegenstandes eine kurze Beschreibung nach Größe, Material, Technik, Ornamentik sowie die etwa mit dem Objekt eingegangenen Notizen über einheimische Bezeichnung, Herstellung, Verwendungsart usw. Auf der anderen Seite deszettels ist eine Skizze des Gegenstandes oder die Kopie eines wichtigen Ornamentes usw. gezeichnet.

Kataloge.

Gelegentlich der Herstellung dieses Zettelkataloges, die eine fortlaufende Arbeit darstellt, erhält der Gegenstand seine endgültige Signatur, welche wie seit 1896 mit roter Farbe aufgetragen, jedoch jetzt zum Schutz gegen Beschädigung und Verfärbung mit Bernsteinlack bedeckt wird. Die Signatur nimmt keine Rücksicht auf die Herkunft des Objektes, sondern enthält die laufende, mit jedem Jahre neu beginnende Nummer und die Jahreszahl der Erwerbung, z. B. 347:05. Soweit es die Zeit erlaubt, wird diese Art der Signatur bereits seit 1898 bei den ältesten Beständen des Museums nachgetragen, da sich die bis damals übliche als unzuverlässig herausgestellt hat. Sie bestand aus aufgeklebten bunten Papierstückchen mit aufgedruckten Nummern. Die Farben sind indessen längst vergilbt und die Etiketten lösen sich ab, so daß gelegentlich die Zugehörigkeit eines Gegenstandes fraglich wird.

Abgesehen von dem Zettelkatalog der Bibliothek, welcher im Berichtsjahre fertiggestellt werden konnte, wurde ein gleicher für die Sammlung von Lichtbildern angelegt, welcher am Jahresschlusse bereits die bis 1904 angefertigten Bestände von etwa 1000 Nummern enthielt.

Nachdem durch Beschluß E. H. Senats und der Bürgerschaft vom 8. VI./21. XII. 1904 ein Platz für den Neubau des Museums an der Rothenbaumchaussee, Ecke Binderstraße, bewilligt war, begannen die Vorarbeiten für die im Einvernehmen mit der Baudeputation herzustellenden Baupläne. Zunächst handelt es sich darum, die Anforderungen festzu-

Neubau.

legen, welche an den Neubau zu stellen sind. Wenn es auch selbstverständlich ist, daß der Neubau ein seines Inhalts würdiges Museum wird, welches dem Range Hamburgs entspricht, so ergab sich doch bald, daß der freien Arbeit des Architekten verhältnismäßig sehr enge Grenzen gezogen werden mußten durch die bestimmten Aufgaben des Museums. Als eine der wichtigsten Forderungen ist die eines möglichst hohen Maßes von Licht aufzustellen, und so verbot sich von selbst eine starke Profilierung der Fassade. Aus dem gleichen Grunde bietet sich auch im Innern des Gebäudes wenig Gelegenheit zur Entfaltung des dekorativen Elements, ganz abgesehen davon, daß die Sammlungen allein das Auge des Besuchers auf sich ziehen sollen, und überdies die Wandflächen selbst zu Ausstellungszwecken herangezogen werden müssen. Der Neubau hat ferner damit zu rechnen, daß ein weiteres Wachstum der Bestände mit Sicherheit bevorsteht, während nicht abzusehen ist, in welcher Weise sich die Vermehrung auf die einzelnen Abteilungen erstreckt. Daraus erwuchs die Notwendigkeit, eine spätere Erweiterung des Baues schon jetzt vorzusehen, welche ohne jede organische Störung ausgeführt werden kann. Auch die sofort zu bauenden Ausstellungsräume sind so zu bemessen und auszuführen, daß sie unterschiedslos für die verschiedenartigsten Sammlungen benutzt werden können.

Neben den Ausstellungsräumen werden Arbeitsräume vorgesehen; sie sind zunächst für die wissenschaftlichen Arbeiten der Beamten bestimmt. Der Wert der Sammlungen und der Besitz von zum Teil einzigartigen Gegenständen rechtfertigt jedoch die Erwartung, daß alljährlich auswärtige Gelehrte in dem Museum vorübergehend arbeiten werden. Es ist selbstverständlich, daß für derartige Fälle angemessene Arbeitsräume zur Verfügung stehen müssen.

An dritter Stelle sind die technischen Räume zu nennen, in welchen sich, abgesehen von den Arbeitsräumen, die laufenden Arbeiten der Beamten und Angestellten fast ausschließlich vollziehen. Während für die Anordnung der Ausstellungs- und Arbeitsräume eine gewisse Freiheit besteht, ist die Lage der technischen Räume von vornherein gegeben. Sie sind dazu bestimmt, von außerhalb eintreffende Sammlungen aufzunehmen. Da solche Sammlungen stets die große Gefahr einer Einschleppung von Ungeziefer und andern Schädlingen einschließen, so mußte eine räumliche Sonderung der technischen von den übrigen Räumen eintreten; ihre Lage im Kellergeschoß war dadurch gegeben. Im einzelnen waren hier Räume zu bestimmen für die Ausbreitung, eventuell Trocknung der einzelnen Sendungen, den Vergleich der Stücke mit dem Verzeichnis und die provisorische Etikettierung. Ein zweiter Raum ist für die mechanische Reinigung der Sammlungen vorzusehen, während in weiteren die Konservierung und Desinfektion stattfindet. Endlich ist eine Werkstatt

erforderlich, in welcher die Montierung und Fertigstellung der Gegenstände erfolgt, ehe sie in den Ausstellungsraum überführt werden.

Zum Betriebe des Museums gehören schließlich Magazinräume, ein Waschraum für die Angestellten, welche mit den gesundheitlich durchaus nicht indifferenten Neueingängen beschäftigt sind, usw. Auch ein großer und ein kleiner Hörsaal mit bequemen Zugängen für das Publikum sind unterzubringen, endlich Räume für das Bureau, für die Aufstellung der Bibliothek, des Archivs usw.

Ergibt sich hieraus bereits eine große Zahl ganz bestimmter Aufgaben, welche zu lösen waren, so tauchen auch während der Bearbeitung der Pläne wiederholt Fragen auf, welche die weiteren Arbeiten bestimmen und nicht ohne weiteres beantwortet werden können.

Unter diesen Fragen sei z. B. die der Beleuchtung erwähnt. Von ihrer Beantwortung wird die Tiefe des Gebäudes bedingt und diese wieder bestimmt den ganzen Organismus des Neubaus. Die Beleuchtungsfrage ist indessen rechnerisch nicht zu lösen, da eine ganze Reihe von Elementen dabei in Frage kommt, welche sich der zahlenmäßigen Darstellung entziehen. Nur die unmittelbare Beobachtung des in bereits bestehenden Museen Erreichten konnte hier genügen. Der Berichterstatter reiste daher nach Cöln, Wiesbaden, Mainz, Frankfurt a. M., Darmstadt, Berlin, um die dort im Bau befindlichen oder kürzlich fertiggestellten und die älteren Museen zu besuchen und die Beleuchtungsverhältnisse zu studieren. Es galt zunächst mittels eines Photometers das Mindestmaß von Licht festzustellen, welches erforderlich ist, um bei geeigneter Aufstellung dem Besucher ohne Anstrengung das Erkennen von Einzelheiten ausgestellter Gegenstände zu ermöglichen. Es ergab sich hierbei, daß mittelgroße Gegenstände von 10—15 cm Länge und ohne besondere Ornamente noch bei 5 Meterkerzen hinreichend sichtbar sind, daß aber für kleinere Gegenstände und Einzelheiten 15 Meterkerzen nicht wesentlich unterschritten werden dürfen. Weiterhin konnte ermittelt werden, daß ein Raum, welcher von beiden Seiten her beleuchtet ist und ohne Schränke in der Mitte 25 Meterkerzen aufwies, durch dichte Aufstellung von Schränken bis zu 20 Meterkerzen wieder verlieren kann. Für die Tiefe des Gebäudes endlich ergab sich, daß zumal unter den besonderen klimatischen Verhältnissen Hamburgs an mittelhellen Tagen mindestens 15 Meterkerzen in der Mitte der Säle erforderlich sind, auch wenn die Räume von zwei einander gegenüberliegenden Seiten her beleuchtet werden.

Wie diese, so bedurften auch andere Fragen der Klärung und es versteht sich von selbst, daß damit Zeitverluste verbunden waren. Auf der andern Seite beweisen aber alle bei auswärtigen Museumsbauten gemachten Erfahrungen, daß derartige Verzögerungen unvermeidlich

sind und schließlich doch dem Ergebnis der Arbeit nur zum Vorteil gereichen. Voraussichtlich werden indessen im Laufe des Jahres 1906 die Baupläne fertiggestellt werden können.

Vorträge.

In einem zum Besten der St. Georger Volksbibliothek veranstalteten Vortragszyklus sprach der Direktor, Professor Dr. *G. Thilenius*, am 18. Januar über die Ornamentik primitiver Völker. An einer größeren Zahl von Lichtbildern wurde die Verwertung der Umwelt der einzelnen Völker für die Ornamentik und die Entwicklung sogenannter geometrischer Muster aus naturalistischen Darstellungen durch Vereinfachung, Vervielfältigung, Anpassung an die gegebenen Flächen usw. gezeigt. Auch der umgekehrte Weg, der zumal an amerikanischen Flechtarbeiten vorkommt, wurde erläutert; hier ist ein rein technisches Ornament die Ausgangsform, der Arbeiter legt ihm aber eine Bedeutung bei und gelangt unter dem Einflusse dieses sekundären Momentes dazu, nun wieder das Ornament dem gedachten naturalistischen Vorbilde ähnlicher zu gestalten.

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft am 2. Februar stellte der Direktor die neueren Anschauungen über die ältesten Menschenrassen dar. Auf Grund der französischen, spanischen, mährischen und bosnischen Funde konnte zunächst eine teilweise, durch Lichtbilder illustrierte Schilderung der Umwelt des paläolithischen Menschen gegeben werden, der am Ende der Eiszeit in Europa lebte. Von den menschlichen Resten aus dieser Zeit wurden die Funde von Cro-Magnon, Brünn und Mentone (Grimaldi), von Neandertal, Spy, Krapina besprochen und die Merkmale vorgeführt, welche nach den Untersuchungen von Schwalbe den *Homo primigenius* von dem *Homo sapiens* unterscheiden und dem *Pithecanthropus erectus* von Java nähern.

An der ersten Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Völkerkunde nahm der Direktor als Vertreter des Museums teil und hielt in der öffentlichen Versammlung am 3. Oktober einen Vortrag über Völkerkunde und Völkerkunde, der von Lichtbildern begleitet wurde und eine Übersicht über die Berührungspunkte der beiden Wissenschaften zu geben bestimmt war (vergl. Mitteil. des Verbandes Heft 3 und die Tageszeitungen).

Gelegentlich der IV. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg vom 27. bis 31. August sprach der Direktor über Brustförmige Sparbüchsen und über die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens unter Vorführung von Lichtbildern und neuen Erwerbungen des Museums (vergl. Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropolog. Gesellschaft, Bd. XXXVI, Nr. 10; Archiv f. Anthropologie, N. F., Bd. V).

An neun Freitagabenden, vom 20. Oktober ab, hielt der Direktor öffentliche Vorträge über Allgemeine Völkerkunde. In dem ersten wurde ein Überblick über die Gebiete der somatischen Anthropologie, der Ethnologie und Prähistorie gegeben, ihr Material und ihre Arbeitsweise besprochen. In dem zweiten und dritten Vortrage kamen die wichtigsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Menschen, die Gruppierung der Rassen nach Kopfform, Körpergröße, Haut- und Haarbeschaffenheit zur Erörterung; der vierte behandelte die Beziehungen des Menschen zum Boden, den Begriff der Ökumene und den Einfluß der Umwelt auf den Menschen; in dem fünften und sechsten besprach der Vortragende die Wirtschaftsformen der primitiven und Halbkulturvölker, die Anfänge der Gewerbe und des Handels; der siebente galt den Erzeugnissen der materiellen Kultur, der achte den Formen und Anfängen von Sprache und Schrift. In dem letzten Vortrage endlich wurden die Anfänge der Religion, Animismus, Manismus und der Totenkultus mit ihren nächsten Entwicklungsstufen dargelegt. Je nach Bedarf wurden die Vorträge durch Lichtbilder, Karten und Tabellen erläutert.

Gelegentlich der IV. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg sprach der Assistent des Museums, Herr Dr. *K. Hagen*, über Frühgeschichtliche Vihschellen im Norden, anknüpfend an zwei bei Wester-Wanna ausgegrabene eiserne, jedoch mit einer Kupferhaut überzogene Viehglocken. Sie lagen auf dem Halse einer Urne aus der Völkerwanderungszeit und weisen auf römischen Einfluß hin. Es ergab sich hieraus die Erörterung der bisherigen Funde römischer Schellen in Deutschland und eine Prüfung der Wege, auf welchen sie aus dem Limesgebiet an die Unterelbe gelangt sein könnten (vergl. Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropolog. Gesellschaft, Bd. XXXVI, Nr. 12).

Die Vermehrung der Sammlungen aus den Mitteln des Budgets betraf zum größten Teile Afrika und Ozeanien. Aus den gleichen Gebieten stammt auch die Mehrzahl der Geschenke, welche dem Museum zuzingen. Allen Gebern sei auch an dieser Stelle gedankt. Unter den Erwerbungen des Museums verdienen die nachstehend aufgeführten besonderes Interesse.

Vermehrung
der
Sammlungen.

I. Europa.

Der *vorgeschichtlichen Sammlung* wurden einige neolithische Stücke sowie eine größere Anzahl von Urnen aus einem sächsischen Friedhofe einverleibt.

Die Abteilung hat ferner in dem Berichtsjahre eine Bereicherung durch süddeutsche und spanische Votivgaben erfahren. Durch das bekannte Werk „Votiv- und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland“ von R. Andree ist die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet gelenkt worden und auch unser Museum hat einige typische Stücke erworben. Zunächst konnte

eine kleine Sammlung schlesischer Votive zusammengebracht werden. Es ist eine Votivtafel mit der Darstellung eines Epileptikers sowie eine kleine Zahl von Wachsvotiven. Die Sitte ist in Preuß.-Schlesien im Absterben begriffen, wenigstens wird man in der Ebene vergeblich nach Votiven suchen. Im Besitz der Breslauer Kirchen befinden sich jedoch noch einzelne silberne Votive. Es sind größere oder kleinere Stücke von Silberblech, welche in Reliefs Körperteile oder an die Votivbilder erinnernde Darstellungen tragen.

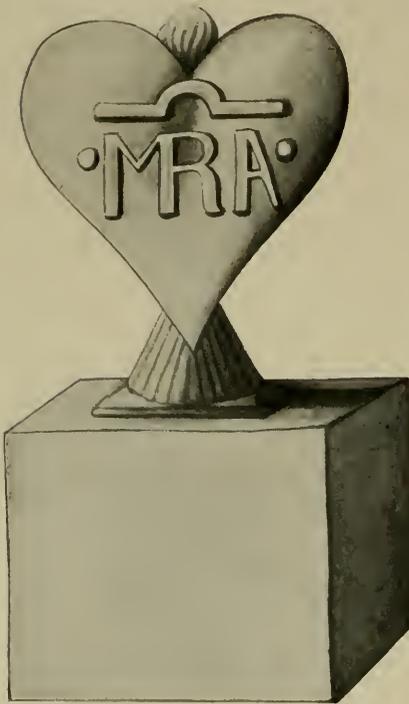


Fig. 1.

Aus den dargestellten Trachten usw. geht hervor, daß derartige Silbervotive noch am Ende des 18. Jahrhunderts in den Kirchen Breslaus dargestellt wurden. Jetzt ist die Sitte aus der Ebene anscheinend verschwunden und hat sich auch im Gebirge nur an ganz vereinzelt Stellen erhalten. Die sehr geringe Zahl wächserner Votive, welche wir erwerben konnten, läßt einen sicheren Schluß auf die Herkunft nicht zu. Nach der Ähnlichkeit der äußeren Formen und der Ausführung kann jedoch mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die schlesischen Wachsvotive zum Teil auf niederösterreichische Formen zurückgehen. Eine kleine Sammlung von ungarischen Wachsvotiven, welche *Freiherr v. Miske* aus Köszeg dem Museum schenkte, weist gleichfalls auf einen Zusammenhang hin mit den österreichischen speziell

Wiener Formen. Es scheint demnach die Sitte der Darbringung von Wachsvotiven über den ursprünglichen Verbreitungskreis hinausgewandert zu sein. Erwähnenswert ist es übrigens, daß im Gegensatz zu der großen Mehrzahl österreichischer und bayrischer Wachsvotive die preuß.-schlesischen und ungarischen nicht hohl, sondern solide gegossen sind. Augenscheinlich liegt hier ein Überleben der ursprünglichen Sitte vor, bei welcher es sich nicht nur um das Opfer einer bestimmten Darstellung, sondern gleichzeitig um die Darbringung von Wachs handelte. Eine unzweifelhafte Reminiszenz dieser Art bietet übrigens ein Wachsvotiv (Fig. 1) aus Dingolfing. Auf einem Würfel von etwa 7 cm Seite erhebt

sich ein Wachsherz, welches auf der einen Seite das Monogramm Marias, auf der andern das Christi enthält. Das Ganze ist aus einem Stück gegossen, und zwar nicht hohl, sondern vollständig solide.

Die aus Barcelona stammenden spanischen Wachsvotive bieten nach mehreren Richtungen hin Interesse. Zunächst fällt hier die große Zahl von Mariendarstellungen auf, die weitaus größer ist als in Deutschland, darunter auch die Maria von Lourdes. Vielfach begegnen wir auch den Figuren von Schutzengeln. Nicht minder zahlreich sind die Darstellungen von Kindern in ganzer Figur und in allen Größen und Lebensaltern, selbst bis 77 cm. Sie sind teilweise vollständig bekleidet mit Jacken, Westen, Hosen, Schuhen, zeigen jedoch nur zum Teil die charakteristischen betenden Hände. Weniger reichhaltig scheinen die Darstellungen Erwachsener zu sein, welche ihrem Kostüm nach bis in das 19. Jahrhundert reichen. Gerade diese Figuren überschreiten die Größe von 20 cm kaum. Die Reihe von Köpfen und Büsten ist besonders reich an verschiedenen Formen und umfaßt Stücke von 9 cm Höhe bis Lebensgröße. Die in unseren Besitz gelangte Serie enthält etwa 30 Köpfe dieser Art, die alle verschieden und auch in der Ausführung durchaus ungleichwertig sind. Neben modernen ausdruckslosen Formen sind ausgezeichnet modellierte vorhanden, bei denen auch die Haartracht mit großer Sorgfalt dargestellt ist. Augenscheinlich entstammen diese Köpfe den verschiedensten Perioden, ebenso wie auch Darstellungen von Armen, Händen, Beinen und Füßen. An klassische Formen knüpfen die wächsernen Rumpfe an. Organvotive sind in geringerer Zahl vorhanden. Ein Kehlkopf mit einem Teil der Luftröhre wird bei Halskrankheiten geopfert, ist jedoch anscheinend nach einem tierischen Vorbilde gefertigt. Gleiche Bedeutung hat ein eigentümliches ringförmiges Votiv mit gekerbter Oberfläche, welches unzweifelhaft auf die kreisförmig gebogene Luftröhre zurückgeht. An Wachsbrüsten finden sich einzelne Brüste in Kreisform mit erhabener Warze und Brustpaare. Die Augenvotive bestehen aus zwei durch eine Wachsbrücke verbundenen Augen oder umfassen außer den Augen die Augenbrauen und die Nase. Tiervotive endlich sind Esel, Schwein und Rind.

Gegenüber diesen spanischen Wachsvotiven erhebt sich die Frage nach ihrem Alter. Viele sind unzweifelhaft neueren Ursprunges und reichen nicht weiter zurück, als die entsprechenden süddeutschen und österreichischen. Bei einzelnen jedoch, so besonders bei manchen Köpfen und Rumpfen und dem auf einer Platte stehenden Fuße liegen Beziehungen zum klassischen Altertume vor. Unentschieden bleibt nur die Frage, ob klassische Vorbilder — etwa marmorne Statuen oder ähnliches — von einem späteren Künstler als Vorbilder benutzt wurden, oder ob die klassische Form unmittelbar fortbestand und nur bezüglich des Materiales

insofern eine Änderung erfuhr, als an Stelle des Tones Wachs trat. Eine Form des Augenvotivs indessen dürfte diese Frage zugunsten der letzteren Alternative entscheiden. Das Votiv umfaßt Augen und Nase, seine untere Grenze schneidet unmittelbar unter der Stumpfnase ab (Fig. 2).



Fig. 2.

Diese Form entspricht so vollständig altitalischen Votiven, daß die Annahme eines kontinuierlichen Fortlebens die ungezwungenste Erklärung gibt. Einzelne spanische Wachsvotive würden demnach unmittelbar an die Traditionen des klassischen Altertums anknüpfen. Auch in Europa selbst könnte daher das Votivwesen sich als polygenetisch erweisen, da es in Germanien doch wohl selbständig bestand und erst später von Süden oder Osten her beeinflußt wurde.

Einen weiteren sehr erwünschten Zuwachs erfuhr die Abteilung Europa durch Überweisung einer kleinen Sammlung aus Rumänien, welche Frau Dr. *Max Schramm* dem Museum schenkte. Kinderspielzeug, Musikinstrumente sind darin vertreten, ferner Tongefäße, Hirtenstöcke, hölzerne Trinkbecher, ferner Kleidungsstücke mit zum Teil reicher Stickerei, unter denen besonders 19 rumänische Schürzen aus mehreren Tälern zu erwähnen sind. Die kleine osteuropäische Sammlung, welche das Museum bisher besaß, erhält hierdurch eine sehr wertvolle Erweiterung.

II. Asien.

In dem Berichtsjahre erfuhr die Abteilung nur eine geringe Vermehrung. Aus Indien wurden einige Bronzen erworben. Die kleine Sammlung von den Andamanen-Inseln, welche bereits vorhanden ist, konnte durch eine Anzahl von Gegenständen vervollständigt werden, ebenso die Bestände aus dem Malaischen Archipel, denen vor allem eine Sammlung aus Engano zugeführt werden konnte. Unter den wenigen ostasiatischen Erwerbungen ist eine Bronzetrummel (Fig. 3) aus Südostasien besonders zu erwähnen. Sie ist dem Typus IV Hegers zuzurechnen, jedoch fehlen die Henkel, die bei allen übrigen von F. Heger in seinem Werke „Alte Metalltrommeln aus Südostasien“ beschriebenen Exemplaren vorhanden sind. Sie schließt sich den in dem angeführten Werk unter Nr. 56 und 62 veröffentlichten Stücken an, von denen das eine im Besitze eines Chinesen, das andere in dem eines Deutschen in Canton ist.

Hegers Vermutung, daß bei diesen mit 12 Tierbildern verzierten Exemplaren vielleicht eine Darstellung des Tierkreises vorliegt, wird bei unserem Stück zur Gewißheit erhoben (Fig. 3 a). Außer den in der Zone 7 in Hochrelief, und zwar im umgekehrten Sinne des Uhrzeigers, angebrachten



Fig. 3 a.

Tierkreisbildern (Ratte, Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Hahn, Hund, Eber) sind nämlich in der Zone 8 die entsprechenden chinesischen Schriftzeichen hinzugesetzt. Zone 6 ist unverziert, Zone 5 enthält die bekannten Pa-kua, die 8 Diagramme,

Zone 4 zeigt 18 Sförmige Ornamente (ähnlich Heger, Taf. 36, Fig. 43). Zone 3 wie auch Zone 9 Punktreihen, Zone 2 27 T förmige mit Modeln in die Form gepreßte Figuren (ähnlich Heger, Taf. 36, Fig. 31). Das kreisförmige Mittelfeld (Zone 1) ist ausgefüllt mit dem üblichen zwölfstrahligen Stern. Der Mantel (Fig. 3b) ist mit reichem Ornamentschmuck versehen. Besonders hervorzuheben ist die am weitesten vorspringende Zone mit 12 Pferdefiguren.



Fig. 3b.

Gewicht 7,55 kg, Plattendurchmesser 31 cm, unterer Durchmesser 31,6 cm, Höhe des Mantels 20,7 cm. Diese Maße kennzeichnen unser Exemplar als das kleinste seiner Art. Die entsprechenden Maße der bisher bekannten kleinsten Trommeln des Typus IV Heger sind für den Plattendurchmesser 31,8 cm, für die Höhe 19,1 cm bzw. 20,3 cm. Das Gewicht der bisher leichtesten ist von Heger mit 11,8 kg angegeben. Diese (Wien I, Typus IV) ist also noch um die Hälfte schwerer als unser neu erworbenes Exemplar. Zu unserer Trommel gehört ein 14,5 cm hohes Gestell aus Ebenholz mit fünf Füßen.

III. Afrika.

Wie in früheren Jahren, so hat auch diesmal der Kaiserliche Gesandte Freiherr von Jenisch dem Museum eine reiche Sammlung ägyptischer Altertümer geschenkt, welche Stücke aus dem alten, mittleren, neuen Reich, der Spätzeit und der griechisch-römischen Periode umschließt.

Aus der ältesten Periode stammen zwei Schminkplatten, von denen die eine die Form eines Fisches hat, drei knöcherne Armringe, Pfeilspitzen aus Feuerstein und steinerne Keulenköpfe verschiedener Form.

Dem alten Reich gehört eine Kopfstütze aus Alabaster an, zwei Schälchen aus gleichem Material zum Opfern kleiner Mengen, ein Salbgefäß usw. Gleichfalls dem alten Reich ist ein prachtvolles Kalksteinrelief zuzurechnen, welches den Oberkörper eines Paares zeigt; der Mann trägt langes Haar und kurzen Kinnbart, die Frau, welche ihn umfaßt, ist mit kurzem Haar und Haarband dargestellt. Spuren der roten Bemalung haben sich an dem Körper des Mannes erhalten. Lederne Sandalen, ein hölzerner Spiegelgriff, Holzgriffe von Scheinbeilen, wie sie den Toten ins Grab gegeben wurden, eine Opfertafel, einen Schlachthof darstellend, Ruder von Totenschiffen, Beilklingen aus Kupfer und ein hölzerner Bogen gehören dem mittleren Reiche an.

Aus dem neuen Reich sind zwei Scheingefäße aus Holz, deren Bemalung Alabaster und schwarzen harten Stein angibt, erwähnenswert, ferner Messerklingen, Ringe, ein Paar Kastagnetten in der Form von Händen u. a.

Aus der griechisch-römischen Periode enthält die Sammlung Terrakotten und Bronzen, welche Harpokrates, Isis, Osiris u. a. darstellen.

Römisch ist eine Goldschmiedeform und eine Form zur Herstellung falschen Geldes.

Angekauft wurde eine Sammlung aus dem Gebiete der Herero und Ambo, dann eine Anzahl fellbespannter „Masken“, angeblich von Kalabar. Drei von ihnen sind neueren Ursprunges; an ihnen sind drei verschiedene Formen der Frisur mit ganz besonderer Sorgfalt dargestellt.

Wenig älter ist ein kleiner, 12 cm hoher Kopf, der natürliches Haar trägt. Ein altes Stück dagegen liegt in einem Doppelkopf vor; es sind nur die Vorderköpfe bis zum Ohre dargestellt. Sie sitzen janusartig auf einem gemeinsamen Halse und sind bis etwas oberhalb der Ohren miteinander verbunden. Nach oben weichen sie auseinander und über beiden ist ein Leopard (?) angebracht, der am Schwanz und auf dem Kopf einige Locken natürlichen Haares trägt. Besondere Erwähnung verdient endlich ein Kopf, welcher im Gegensatz zu den üblichen Dar-



Fig. 4.

stellungen nicht die Nachbildung eines menschlichen, sondern eines Affenkopfes, augenscheinlich eines Gorilla zeigt (Fig. 4). Der Hals besteht aus Flechtwerk, die Ohren sind angesetzt. Entlang der Oberlippe erstreckt sich ein Streifen von Bastfasern, der früher auch am Rande der Unterlippe vorhanden war. Auf dem Hinterkopfe befinden sich noch einige Holzstäbchen, deren Zahl nach den vorhandenen Löchern indessen früher erheblich größer war; vielleicht sollten sie die Behaarung darstellen.



Fig. 5.

Mit der gleichen Herkunftsangabe, die der Technik nach richtig sein dürfte, erwarb das Museum endlich eine eigentümliche Maske, welche ganz moderne Arbeit ist (Fig. 5).

Der Kopfteil zeigt zwei janusartig und vollständig miteinander verbundene Vorderköpfe. Die Frisur des einen ist in drei Hörner ausgezogen, die des zweiten durch eine Anzahl kleiner Holzpflocke dargestellt. Über diesem Kopfteil erhebt sich ein weiblicher Oberkörper mit verschiedenen hoch erhobenen Armen. Leider war näheres über das ungewöhnliche Stück nicht zu erfahren und es kam zunächst zweifelhaft erscheinen, ob in dieser Maske wirklich ein ursprüngliches Stück vorliegt und nicht

ein auf Bestellung gearbeitetes. Es ist indessen zu bedenken, daß die Darstellung von Janusköpfen nichts dem Gebiete durchaus fremdes ist.

Außerdem enthält die noch zu erwähnende Sammlung *Leo Frobenius*, welche uns aus dem Kongogebiet zugegangen ist, vier Masken, welche weibliche Oberkörper bis zum Becken in Lebensgröße darstellen; allerdings wird der untere Abschluß durch einen dichten Schleier von Baststreifen gebildet. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß die erwähnte Kalabarmaske ursprüngliche Elemente enthält.

Der größte Teil der aus dem Budget verfügbaren Mittel wurde für den Ankauf einer Sammlung aus dem Kongogebiete verwendet; es handelt sich um die Ausbeute der Deutschen Innerafrikanischen Expedition, welche Herr *Leo Frobenius* führt. Trotz zahlreicher Reisen und großer Sammlungen, welche Zentralafrika betreffen, ist doch die Frage nach der Herkunft der Bantuvölker und ihrer Kultur noch nicht beantwortet. Am wenigsten bekannt sind die Völker, welche etwa die Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi bewohnen. Die Expedition ist hierher vorgedrungen und folgte im Berichtsjahre dem Kuilu aufwärts, um sich dann nach Osten zu wenden. Auf dem ersten Teil der Reise wurde eine große Anzahl verschiedener Stämme angetroffen, welche zum Teil ganz verschiedener Herkunft sind und doch bunt durcheinander in kleinen Dorfschaften wohnen. Kulturell kommt dies jedoch nicht zum Ausdruck; das alte Kunstgewerbe hat sich in einzelne Reservate zurückgezogen, welche keinerlei Zusammenhang mit einzelnen Stämmen haben. So gibt es z. B. im Süden einen kleinen Umkreis, in welchem Holzbecher geschnitzt werden; darin liegen jedoch Dörfer der Bassamba, Bapindi, Bamballa. Eine Insel der Sammetweber dagegen birgt Bahuangana, Bamballa und Bapindi. Die alten Einwohner dieser Länder, die Badinga-Bajansi usw., sind die alten Urwaldstämme; vom unteren Kongo bis über den Loango hinaus werden sie unter dem Andrängen der Babundastämme zum Zurückgehen gezwungen. Letztere sind die Kultivatoren der Savanne und räumen bei ihrem Vordringen nach Norden mit dem Urwalde auf.

Zuweilen leben Babunda und Badinga auf dem gleichen Hügel, aber die ersteren sind stets die höherstehenden und kultivierteren. Die Badinga bevorzugen die Jagd als Erwerbsquelle und lassen fast alle Arbeiten durch die Frauen ausführen, die Babunda dagegen sind Bauern und geben den Frauen mehr Freiheit. Vieles gemeinsame verbindet die beiden Völkergruppen, dennoch ist ihre Trennung kulturell darstellbar. Bei den alten Innerafrikanern des Urwaldes fehlt z. B. die Beschneidung, Kinder und Erbschaft gehören dem Mutterbruder. Bei den jüngeren Südafrikanern der Südsteppe wird die Beschneidung gefordert, Kinder und Erbschaft gehören dem Sohne usw.

Am mittleren und oberen Kassai ergab sich eine Grenze, welche ungefähr mit einer Verbindungslinie der Wasserfälle zusammenfällt. Nördlich von ihr liegt der erst in Parzellen, dann dichter auftretende Wald, in dessen Gebiet die ältere Kultur ihren Sitz hat. Im Süden, d. h. im Lande der großen Zuflüsse und Plateaubildungen, liegen die Savannen mit ihrer anscheinend jüngeren Kultur. Von Süden her werden diese Völker bedrängt. Im Südosten sind es Baluba, welche als Muloa, Bena Lulua, Bassonge nach Norden drängen und von den zunächst betroffenen Babundastämmen haben besonders die Bakuba gelitten. Als wichtige Tatsache hat sich hier herausgestellt, daß die Babunda, zumal die östlichen Bakubastämme, Bildner und Weber in einem prächtigen Kunstgewerbe sind, während die Baluba als Dichter und Märchenerzähler ihresgleichen suchen. Eine jüngere Völkerwelle stellen die Kioque dar, welche von Südwesten her nach Norden drängen. So haben sie das Lunda-Reich und die nördlich anschließenden Stämme gänzlich zersetzt. Ihre Bewegung fällt wohl nur deswegen nicht auf, weil die Kioque bisher kein einheitliches Reich gebildet haben. Auch sie scheinen ebenso wie die Baluba einen reichen mythologischen Besitz zu haben. Diese wenigen Angaben, welche bis jetzt vorliegen, genügen, um erkennen zu lassen, daß in den ethnographischen Sammlungen der Expedition das Material für die Untersuchung einer ganzen Reihe von Fragen beschafft ist. Die Abhängigkeit der Kultur vom Boden, der Einfluß von Vermischung und Wanderung werden daran studiert werden können. Vielleicht darf auch erwartet werden, daß ein Anschluß an die heute noch unklar und widerspruchsvoll erscheinenden Nachrichten der Portugiesen aus dem 16. Jahrhundert gewonnen wird; voraussichtlich werden die Ergebnisse der Expedition dazu beitragen, wenigstens einen Teil dieser Angaben uns verständlich zu machen.

IV. Ozeanien.

Auf Ozeanien entfällt der größte Teil der Erwerbungen des Berichtjahres. Rund 2000 Gegenstände sind in den Besitz des Museums übergegangen, und zwar stammen sie zum weitaus größten Teile aus dem Gebiete des Bismarck-Archipels. Der *Bürgermeister Kellinghusen Stiftung* sind wir zu großem Danke verpflichtet für die Schenkung einer sehr interessanten Sammlung von Schnitzwerken aus Neu-Mecklenburg, welche von Herrn *F. E. Hellwig* gesammelt worden sind. Eine Anzahl der bekannten Helmmasken befindet sich darunter, ferner Serien von größeren Schnitzereien. Die Sammlung ist um so wertvoller, als sie auch eine Anzahl von Schnitzereien aus der ersten Zeit der deutschen Besiedlung umfaßt, Stücke also, welche in Formen und Farben unbeeinflusst sind von der Europäisierung. Aus den Notizen, welche die Sammlung

begleiteten, geht hervor, daß die Schnitzereien und Masken nur bei bestimmten Gelegenheiten Verwendung finden.

Meist finden die Tänze in einem besonders errichteten Tanzhause statt. Die Schnitzereien sind verschieden gestaltet, je nach ihrer Bestimmung. Ein Teil ist pfeilerartig gehalten und wird in den Boden des Tanzhauses gesteckt, während die brettartig gestalteten und mit Reliefs oder Rundschnitzerei ausgestatteten Stücke nahezu symmetrisch gearbeitet sind und als Wandschmuck dienen.

Überall bezeichnet das erste Erscheinen der jungen Mondsichel zu Beginn der Passatzeit den Anfang der Maskentänze. Schon vorher sind von den Häuptlingen Masken und Zierschnitzereien in Auftrag gegeben worden.

Die Ausführung beschäftigt die Schnitzer vollauf und ihre Arbeit nimmt sie monatelang in Anspruch. Während dieser Zeit werden sie mit Nahrung und den sonstigen Bedürfnissen durch einen besonderen Proviantmann versorgt. Er trägt eine besondere Maske, welche wie er selbst „Sisirap“ genannt wird. Die Maske (Fig. 6) hat etwa Topfform und trägt als besonderes Merkmal einen Vogel (Regenpfeifer), welcher einen Fisch frißt. Der Schwanz des Vogels wird durch eine Schlange gebildet. Ein weiteres Merkmal der Maske besteht in kurzen Röhren, welche den beiden Augen und der Mundöffnung angesetzt sind. Mit dieser Maske bekleidet, ist der „Sisirap“ unantastbar;

er zieht in Begleitung einiger Träger von Haus zu Haus oder in die Pflanzungen der Eingeborenen, wo er alles Eßbare und was er sonst noch für die Schnitzer für notwendig erachtet, sich aneignen darf. Fertiges Essen, eben gefangene Fische, Bananen, Feldfrüchte sind vor ihm nicht sicher. Er hat ferner das Recht, ähnlich wie der Duk-Duk von Neu-Pommern, von allen Männern, welche nicht flüchten, einen halben Faden Muschelgeld zu erheben, während die Weiber unter allen Umständen vor ihm flüchten müssen. Der Sisirap handelt angeblich im Auftrage des Häuptlings, für dessen Rechnung die Schnitzereien angefertigt werden. Seine Tätig-

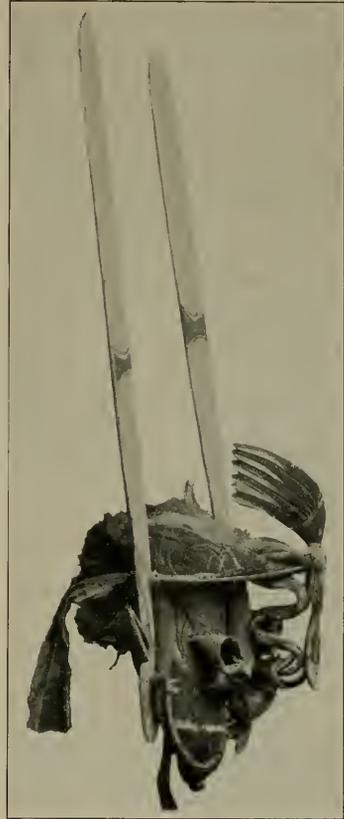


Fig. 6.

keit wird charakteristischerweise im Pidgeon-Englisch mit „Stehlen“ bezeichnet und die röhrenförmigen Ansätze vor Augen und Mund werden dahin gedeutet, daß alles Eßbare, was er sieht, sein ist.

Zu Maskentänzen gehört stets der Gesang und das Schlagen der Trommel; dabei ist die Zahl der Singtänze außerordentlich groß und es gibt besondere Tänze für Männer oder Frauen sowie solche, die von beiden Geschlechtern gemeinsam aufgeführt werden.

Fast jede größere Dorfschaft hat ihre besonderen Gesänge und Tänze, die aber auch Gemeingut der befreundeten Umgegend werden können. Hervorragende Begebenheiten im Leben der Eingeborenen, Naturereignisse, aber auch die Nichtigkeiten des täglichen Lebens werden in den Liedern und Tänzen wiedergegeben. Besondere Gelegenheiten bedingen besondere Texte, Melodien und Tänze, jedoch bleiben vielfach die letzteren gleich und nur die Liedertexte ändern sich. Der Aufführung der Singtänze geht eine erhebliche Zeit der Einstudierung voraus, bei welcher nicht nur die vielseitigen Bewegungen des Körpers und aller Glieder des Vortänzers rhythmisch nachgeahmt werden, sondern auch Melodie und Text gelernt werden müssen. Bei den eigentlichen Tanzfestlichkeiten fehlen die Maskenträger nie. Sie bilden entweder eine Gruppe für sich oder stehen bei den Maskentänzen im Mittelpunkt der Aufführung. Die vorherrschende Form der Tanzmasken ist die bekannte Helmmaske. Sie ist im ganzen Norden der Insel bis zur Sprachgrenze hin gebräuchlich, die etwa von der Selhorst-Spitze an der Westküste über die südlichen Abhänge des Schleinitzgebirges bis zur Küste läuft. Die vereinzelt Masken, welche weiter südlich vorkommen, sind dorthin verschleppt.

Die Phantasie der einzelnen Schmitzer stattet diese Masken in der allerverschiedensten Weise aus. Feststehend ist jedoch die Darstellung des Haares durch eine in der Sagittallinie verlaufende Raupe von Pflanzenstoffen; zu beiden Seiten von ihr wird auf den Kopfteilen Korallenkalk aufgetragen, um das Kalken des Haares anzudeuten. Die Gestaltung des Gesichtes ist außerordentlich mannigfaltig und die Mehrzahl der Masken zeigt Mund und Kiefer eckig abgeschlossen. Die Lippen sind fast stets offen dargestellt, und zwar angeblich, um die Einfügung der Mundschnitzerei zu ermöglichen, welche jedoch heute hauptsächlich von unmaskierten Tänzern zwischen den Zähnen gehalten wird. Der Baststreifen, welcher die Halsöffnung der Helmmaske umgibt, fällt auf die Schultern des Trägers herab. Da bei dem Wechsel der Tänzer häufig die Maske nicht paßt, sondern nur der Oberkopf hineingezwängt werden kann, so verdeckt dieser Baststreifen den sonst sichtbaren Unterkopf. Dennoch ist das Inkognito nur ein scheinbares, denn es ist sicher, daß jeder Maskierte an den freibleibenden Glied-

maßen, wie auch an seinen Bewegungen durch sämtliche Zuschauer ohne weiteres erkannt wird. Bemerkenswert ist es, daß mit Ausnahme des aufgesetzten Haares und der Augensteine, welche nach ihrem Material benannt werden, alle übrigen Teile der Maske dieselbe Bezeichnung tragen wie die entsprechenden Teile des menschlichen Körpers.

Die tanzfrohe Bevölkerung Neu-Mecklenburgs benutzt jede Gelegenheit zum Tanze und so ist auch z. B. das Fest der Namengebung mit einem Tanze verbunden. An der Ostküste erhalten Knaben und Mädchen ihre Namen, sobald sie sprechen können. Der Vater bestellt bei den Schnitzern ein Schnitzwerk; während seiner Herstellung, die ein Jahr oder länger beanspruchen kann, wird das Kind im Hause gehalten und Fremde dürfen es nicht sehen. Oft hängt auch die Dauer der Schnitzarbeit von der frühen oder späten Taro-Ernte ab; ob sie dagegen reichlich oder kärglich ausfällt, hat mit der Abhaltung des Festes nichts zu tun, das unter allen Umständen stattfindet.

Eine besondere Figur, welche z. B. zwei Männer und einen Schweinskopf oder drei Männer mit einem Hut oder drei Männer, einen Flugfisch, eine Frau und einen Seevogel darstellt, wird bei dem Feste gesondert von den übrigen Schnitzereien aufgestellt. Ein maskierter Tänzer und das zu benennende Kind treten dicht an die Figur, worauf der Tanz beginnt. Der Maskenträger besingt das Kind und hierbei erhalten Kind und Schnitzwerk den gleichen Namen. Die Mehrzahl der Neu-Mecklenburger trägt daher zwei Namen, wovon der eine ihm von den Eltern bei der Geburt, der zweite bei dem erwähnten Feste gegeben wurde. Die letzteren Namen sind nicht sehr zahlreich und wahrscheinlich wird in den Schnitzwerken nur eine größere Anzahl bekannter oder berühmter Personen verherrlicht, deren Namen dann vererbt werden. Vielleicht handelt es sich überhaupt um die Darstellung bestimmter Vorfahren der einzelnen Familien, denn der Knabe, welcher beim Feste der Namengebung etwa den Namen Salunga erhält, läßt für das Namensfest seines Sohnes wiederum ein Schnitzwerk Salunga herstellen, dessen Name ihm zuteil wird. Es wäre dies eine etwas komplizierte Form für die Vererbung einer Art von Familiennamen.

In dankenswerter Weise ermöglichte die *Deutsche Kolonial-Gesellschaft, Abteilung Hamburg*, eine weitere Vermehrung der ozeanischen Abteilung. Seitdem vor über einem Jahrzehnt die ersten Sammlungen aus Wuwulu und Hun oder, wie sie von den Europäern benannt wurden, Matty und Durour nach Europa kamen, hat sich das Interesse der Forschung für diese beiden Inseln unvermindert erhalten. Waffen und Geräte von dort wiesen anscheinend völlig neue Formen auf und jedenfalls solche, welche anderwärts in Ozeanien noch nicht bekannt geworden waren. An allen Gegenständen fiel die außerordent-

liche Präzision der Arbeit auf. Zu der Eigenart und Vollkommenheit der Erzeugnisse schien die abgelegene Lage der Insel wohl zu passen, die Vermutung war gerechtfertigt, daß seit vielen Generationen die Bevölkerung dieser Inseln von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen war. Erst im Laufe der Zeit stellte es sich heraus, daß ein freilich nicht sehr regelmäßiger Verkehr mit der unfernen Gruppe Ninigo stattfand. Ein dortiger Häuptling vermittelte ihn, indem er etwa alljährlich einmal nach Wuwulu reiste; auch eine Frau aus Ninigo war einmal 10 Jahre in Wuwulu, ehe sie heimkehrte. Die Sammlung, welche jetzt in unser Museum aufgenommen ist, beweist, daß die Inseln auch nach anderer Richtung hin gelegentlich Verkehr hatten und durchaus nicht so vollkommen abgeschlossen waren, wie auf Grund ihrer Erzeugnisse in der ersten Zeit angenommen wurde. Es kann davon abgesehen werden, daß Treibholz von Neu-Guinea den Bewohnern der beiden Koralleninseln kostbares Material an kleinen Steinen zuführte, welche, z. B. in einen Holzstiel gefaßt, zur Bearbeitung der Beilklingen aus *Tridacna* benutzt wurden. Aber auch Geräte und bemannte Boote legten wohl gelegentlich denselben Weg zurück wie das Treibholz. Weiterhin fehlen auch die Spuren nicht, welche nach dem Malaischen Archipel deuten. Bemannte Boote trieben an und aus einem von ihnen stammt ein javanisches Messer. Nach der Angabe der Eingebornen landeten auch Boote mit Männern, welche Zöpfe trugen, vermutlich also Chinesen. Einen klaren Beweis jedoch für asiatische Beziehungen der Inseln bietet die Malerei, welche ein Eingeborner von Wuwulu auf der Innenfläche einer Hüttenwand anbrachte (vergl. 5. Beiheft, S. 19). Die anthropologische Untersuchung einiger Skelette, welche wir von Aua erhielten, ergibt unmittelbar die Richtigkeit dieser asiatischen Beziehungen. So scheint es, als wären Wuwulu und Aua eigentlich nur für die Europäer außerhalb des Verkehrs gelegen. Allein die die Sammlung begleitenden Notizen widerlegen auch diese Vermutung. Eisen war auf den Inseln bereits vor etwa 40 Jahren bekannt und es lag an der mangelnden Kenntnis seiner Bearbeitung, wenn die Eingebornen aus diesem neu erworbenen Besitze nichts zu machen wußten. Sie geben übrigens selbst an, daß ab und zu Schiffe in geringer Entfernung vorübersegelten oder -dampften. Öfters gelang es, mit ihnen Handel zu treiben, wobei die langen Waffen und Holzschwerter besonders gute Preise in Bandeisen, Messern, Hobeisen usw. erzielten. Die intelligente Bevölkerung verlegte sich dann auf die Anfertigung der Holz Waffen sowie auf die etwas phantastischer Speertypen. Um das Jahr 1890 blieben indessen unerwarteterweise derartige Handelsgelegenheiten für die Eingebornen aus und infolge dieser längeren Pause häuften sich große Vorräte an Geräten an, welche für den eigenen Gebrauch der Bevölke-

rung überflüssig waren. So wurde es möglich, daß im Jahre 1893 eine außerordentlich umfangreiche Sammlung von Erzeugnissen dieser Insel in den Handel gelangte. Unter anderem hatte dies wiederum die Folge, daß man fälschlich auf eine dieser Masse entsprechende Kopffzahl der Bevölkerung schloß.

Aus den Mitteln des Museums wurden von Wuwulu und Aua zur Ergänzung der von der Kolonialgesellschaft geschenkten Stücke Serien von Speeren, Reiß- und Hieb Waffen, Bootsmodellen, Paddeln, Fischereigerät, hölzernen Eßschalen und Näpfen, Taschen, Körben und sonstigem Hausrat, von Trommeln und Spielzeug erworben. Die Bearbeitung dieser reichhaltigen Sammlung steht noch aus. Ihr Wert geht aber ohne weiteres daraus hervor, daß auch Arbeitstufen in ihr vertreten sind, so z. B. die Entstehung des Angelhakens aus der Trochusschale oder aus einem Schildpattstück in mehreren aufeinanderfolgenden Stufen. Die Reihe von Angeln umfaßt ferner die verschiedenen Formen der Haken, Leinen und ihrer Verknüpfung miteinander, welche je nach dem Fisch, für welchen sie bestimmt sind, verschieden hergestellt werden. Die große Mehrzahl der Gegenstände ist freilich bereits bekannt, wenn auch nicht in einer alle vorkommenden Einzelformen umfassenden Sammlung, dennoch findet sich auch manches neue darunter, so z. B. Räucherkästen, Kopfstützen oder Pfeil und Bogen als Kinderspielzeug, das Schwirrholz als Geistervertreiber usw. Der ausführliche Katalog bringt uns ferner manche dankenswerte Erklärung für bereits bekannte Gegenstände, über deren Gebrauch bisher Genauer nicht bekannt war.

So seien z. B. die Speere erwähnt, welche in zwei lange und dünne parallele Spitzen auslaufen. Als Waffen können diese Speere nicht gedient haben, denn die Spitzen federn; so schien es, daß sie entweder als Spielzeug oder lediglich als Handelsartikel für den Europäer dienten. Jetzt erfahren wir, daß diese Speere nur bei Tänzen Verwendung finden. Es handelt sich um einen Springtanz, bei welchem jeder Tänzer rechts und links einen derartigen Speer derartig fest an seinen Körper drückt, daß das stumpfe Ende etwa in der Höhe der Wade am Bein ruht und der Schaft an der Seitenfläche des Körpers entlang und am hinteren Rande der Achselhöhle nach oben verläuft, ähnlich wie wir Stelzen halten. Beim Sprunge ergeben die Doppelspitzen der Speere ein rasselndes Geräusch, dessen Rhythmus dem Tanzschritt entspricht. Auch die Spielspeere, meterlange konische Stäbchen, welche außerordentlich genau gearbeitet sind und ein stumpfes Ende tragen, kamen früher bündelweise in den Handel und man begegnete der Bezeichnung Spielspeer mit einigem Mißtrauen, da Analogien fehlten. Sie ist indessen durchaus richtig und diese speerartigen Stäbchen dienten zum Wettwerfen. Auf einer künstlichen Lichtung im Walde oder einer

Schneise von etwa 15 m Breite und 50 m Länge versammelten sich die Spieler. Die Wurfbahn ist völlig geebnet und frei von dem geringsten Hindernis; der Speer wird mit dem dicken Ende voran geworfen und wer ihn am weitesten schleudert, ist Sieger. Seitdem die weißen Händler die Leute zur Arbeit heranziehen, ist das Spiel indessen aufgegeben worden und die tropische Vegetation hat schon die Spielplätze bis auf wenige Spuren überdeckt.

Weitere Ankäufe des Museums vermehrten die Bestände aus den übrigen kleinen westlichen Inseln des Bismarck-Archipels, so aus Kaniet, Agomes und der Admiralitätsgruppe. Über die Untersuchung der aus Kaniet erworbenen Schädel berichtet Herr *Paul Hambruch* in dem 5. Beihefte. Wie für Wuwulu und Aua, so ergibt auch für Kaniet die anthropologische Untersuchung, daß diese anscheinend abgeschlossenen Inseln eine Mischbevölkerung tragen, in welcher asiatische und ozeanische Elemente vorhanden sind.

Das Legat Stuckenbrok endlich, eines der wenigen, die überhaupt dem Museum zufielen, wurde im Berichtsjahre zum Ankauf einer Sammlung von Booten aus den Salomo-Inseln und Neu-Mecklenburg verwendet, welche einen sehr erwünschten Zuwachs unserer ozeanischen Bootsammlung darstellen. Zumal die Boote aus den Salomo-Inseln sind an den Seitenflächen durch reiche Reliefschnitzerei verziert; so tragen die des einen je eine Reihe von menschlichen Oberkörpern mit erhobenen Händen, deren Stilisierung das Boot nach Bougainville verweist. Auch aus Neu-Guinea konnte eine kleine Sammlung aus diesen Mitteln erworben werden, welche u. a. Schmuck, kleines Gerät, aber auch einen Panzer und den seltenen Bohrer zur Herstellung der Armringe aus *Tridaena* umschließt.

Endlich ist noch eines interessanten Geschenkes zu gedenken, welches Herr *F. E. Hellwig* dem Museum überwies. Es besteht aus einem etwa kopfgroßen Obsidianblock mit einigen Klingen, welche von ihm abgesprengt worden sind. Das Stück stammt von der großen Admiralitätsinsel und vielleicht von einem Tagbau, denn an mehreren Stellen der Gruppe tritt der Obsidian als Glasberg frei hervor. Anderwärts aber scheint es, als würde der Obsidian durch eine Art primitiven Bergbaues gewonnen, wenigstens besteht auf der Insel Mok oder einer benachbarten Insel angeblich eine Höhle oder ein künstlich hergestellter Stollen, aus welchem der Obsidian gewonnen wird. Eigentümer dieses „Bergwerkes“ ist der Häuptling; nur er und seine Söhne steigen in die Grube, in welcher bei Fackellicht das Gestein gebrochen wird, um es im eigenen Dorfe zu verwenden oder an die von andern Inseln herreisenden Eingeborenen zu verkaufen.

Gegenüber den angeführten Erwerbungen aus Melanesien ist die

Zahl unserer Ankäufe aus Mikronesien sehr gering. Im Berichtsjahre wurde nur eine Sammlung erworben, welche Herr Dr. *Hallier* gelegentlich seiner botanischen Studienreise anzulegen vermochte. Yap, Mortlock, Kuschai, Dschalut sind darin vertreten und die kleine Sammlung ist besonders vollständig in Yap ausgefallen, von wo sie alle wesentlichen Erzeugnisse enthält.

Aus Polynesien wurde im Berichtsjahre, abgesehen von einigen Kleinigkeiten, nichts erworben.

V. Amerika.

Unter den wenigen Erwerbungen aus diesem Gebiete sind zwei Keulen erwähnenswert; die eine von ihnen ist eine sogenannte Guyana-keule. Sie besteht aus dem üblichen vierkantigen, nach den Enden dicker werdenden Schaft, dessen Griffteil eine verzierte Umflechtung kennzeichnet, und einer „Klinge“. Die letztere ist glatt eiförmig gestaltet, besteht aber nicht aus Stein, sondern aus Holz, das sorgfältig bearbeitet und augenscheinlich dazu bestimmt ist, eine Steinklinge vorzutauschen. Aus der Beschaffenheit beider Hölzer, der Art ihrer Bearbeitung und anderem geht hervor, daß die Holznachbildung der Klinge alt und vielleicht gleichen Alters ist wie der Stiel.

Aus Brasilien gingen uns mit einigen Pfeilen und Bogen zwei Äxte zu, welche angeblich von den Botokuden stammen. Diese Äxte gehören dem gleichen Typus an und bestehen aus einer Steinklinge, welche in einen nach dem Klingenende zu verdickten Holzschafte derart eingelassen ist, daß die Schneide parallel zum Griffe steht. Auf einer Seitenfläche des Schaftes ist ein kleiner Holzpflock eingelassen, der den Anschein erweckt, als wäre er dazu bestimmt, die Klinge im Schaft festzuhalten, obgleich er nur einen Durchmesser von etwa 1 cm hat. An einer der Äxte gelang es, diesen Pflock leicht zu entfernen, und dabei stellte sich diese Annahme als falsch heraus. Die Klinge ist vielmehr mittels einer anscheinend aus Wachs und Harz bestehenden Masse in den Schaft eingeklebt; der Pflock verschloß eine bis auf die Klinge reichende Öffnung, durch welche Klebmasse nachgefüllt worden ist. Außerdem aber befand sich an der Steinklinge eine ersichtlich künstlich hergestellte Vertiefung von dem Durchmesser des Pflockes, in welche dessen unteres Ende eingriff.

Durch Ankauf gelangten wir in den Besitz einer kleinen Sammlung von Knochenschnitzereien aus Alaska. Sie enthält verschiedene kleine Geräte, Schneemesser, Harpunenspitzen und ähnliches, sowie menschliche Figuren aus Knochen. Eine wertvolle Ergänzung bildet der reich geschnitzte Griff eines Drillbohrers, welchen Herr Dr. *Dehn* dem Museum schenkte. Die Darstellungen beziehen sich überwiegend auf Wal- und

Walroßjagd und verteilen sich auf alle vier Seiten des im Querschnitt nahezu quadratischen Griffes. Während die Ritzungen auf zwei einander gegenüberliegenden Seiten nur bemannte Umjaks, Wale, Walrosse und Seehunde zeigen, sind auf den beiden andern Seiten mehrere Szenen vereinigt.

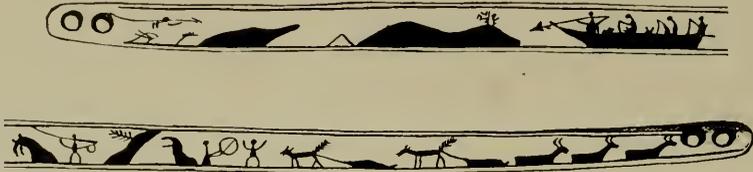


Fig. 7 a.

Fig. 7 a stellt die eine Seite dar. Folgt man den Zeichnungen von links nach rechts, so steht unmittelbar neben den beiden für den Riemen bestimmten Durchbohrungen die ziemlich unklare Figur eines Jägers (?), der möglicherweise eine Harpune nach einem tauchenden Wale wirft. Wesentlich verständlicher ist die folgende Darstellung: Der Wal ist an dem aus den Nasenlöchern dringenden Wasserdampf kenntlich, ihm gegenüber befindet sich ein mit vier Mann besetzter Umjak, von denen der vorderste die Harpune wufbereitet auf der Bootspitze ruhend hält. Daran schließt sich ein mit dem Oberkörper aus dem Wasser oder Eise hervorragendes Walroß und ein Mann, welcher auf dem Eise stehend die Harpune anscheinend nach einem mit dem Kopf voraus auftauchenden Wal zu werfen im Begriff ist. Nun folgt wieder ein Walroß und darauf eine menschliche Figur, von der nur der Oberkörper sichtbar ist. Der Kreis, an welchen ihre Hände reichen, ist die übliche Darstellung eines

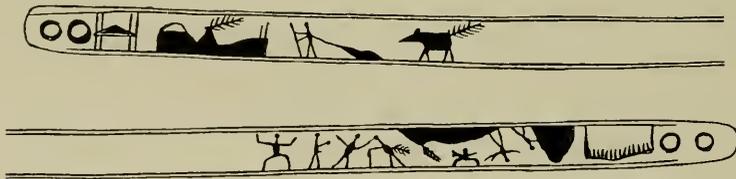


Fig. 7 b.

Loches im Eise. Da die folgende menschliche Figur vollständig gezeichnet ist und die Arme erhebt, augenscheinlich in der Absicht, die Aufmerksamkeit zu erregen, so könnte diese Gruppe vielleicht dahin gedeutet werden, daß ein Jäger in ein Eisloch geraten ist und sein Begleiter Hilfe herbeiruft. Vermutlich gehören zu diesen beiden Jägern die beiden je

einen erlegten Seehund schleppenden Hunde. Den Abschluß der Serie bilden drei nach rechts gewendete Rentiere.

In Fig. 7b ist die Gegenseite abgebildet, auf welcher sich drei voneinander anscheinend unabhängige Szenen befinden. Links wandert ein mit einem Speer bewaffneter Jäger, der einen erlegten Seehund schleppt, nach seiner Behausung. Hinter ihm folgt sein Hund. Das Haus ist verhältnismäßig groß gezeichnet; aus seinem Rauchloch quillt eine starke Rauchwolke. Ganz links befindet sich ein aus vier senkrechten Pfosten und einer dazwischen angebrachten Plattform bestehendes Gerüst, wie es zur Aufbewahrung von Vorräten benutzt wird. Am rechten Ende des Griffes ist eine Gruppe von fünf menschlichen Figuren eingeritzt, welche wohl als Tänzer angesehen werden dürfen. Dreht man die Zeichnung um, so ist zunächst den Riemenlöchern ein Gerüst dargestellt, von welchem zum Trocknen bestimmte Fische oder Fleischstücke herabhängen. Darauf folgt eine runde Hütte, welcher ein Mann eilig zustrebt. Endlich ist ein blasender Wal dargestellt, auf dessen Rücken eine Figur zu stehen scheint. Die ganze Szene ist jedoch nicht ohne weiteres verständlich.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten](#)

Jahr/Year: 1905

Band/Volume: [23](#)

Autor(en)/Author(s): Thilenius G.

Artikel/Article: [2. Museum für Völkerkunde. 231-259](#)